

Die Wählerin

← Blätter zum Groß-Berliner Wahlkampf →

Zum Ozean!

Ich kann oft stundenlang am Strome stehen,
wenn ich entflohen aus der Menschen Bann;
er plaudert hier, wie ein erfahrener Mann,
der in der Welt sich tüchtig umgesehen.

Da schildert er mir seiner Jugend Wehen,
Wie er den Weg durch Klippen erst gewann,
ermattet drauß im Sande schier verrann,
und jedes Wort fühl' ich im Herzen gehen.

Wie wagt er doch so sicher seine Bahn!
Bei allem Plänkeln, Hin- und Wiederstreifen
vergibt er nie: „Ich muß zum Ozean!“

Du, Seele, nur willst in der Irre schweifen?
O tritt, ein Kind, doch zur Natur heran
und lern' die Weisheit aus den Wassern greifen!

Georg Herwegh.

Die Frau in der Gemeinde.

Von Paul Hirsch.

Die Revolution hat endlich auch den Frauen die politische Gleichberechtigung gebracht. Ohne Unterschied des Geschlechts steht jedem über 20 Jahre alten Staatsbürger das aktive und passive Wahlrecht nicht nur zu den gesetzgebenden Körperschaften, sondern auch zu den Gemeindevertretungen und den Gemeindeverwaltungen zu. Was noch wenige Monate vor dem Zusammenbruch für unmöglich erklärt, was von bürgerlicher Seite verspottet und verhöhnt worden, ist zur Wahrheit geworden, der Traum unserer Vorkämpfer ist in Erfüllung gegangen.

Unsere schnellebige Zeit vergibt nur allzu leicht. Wie ein Märchen aus längst vergangenen Zeiten muten uns heute die Debatten über das Frauenwahlrecht an. Kaum glaublich erscheint es manchem von uns, daß die bürgerlichen Volksvertreter aller Richtungen noch im Sommer 1918 sogar von der Hinzuziehung von Frauen als vollwertige Mitglieder zu den städtischen Verwaltungsdeputationen nichts wissen wollten und die im damaligen preußischen Dreiklassenparlament von sozialdemokratischer Seite gestellten Anträge unter sadenscheinigen Gründen ablehnten.

Die Zeiten haben sich geändert. Heute wagt nicht einmal mehr die äußerste Rechte gegen das Frauenwahlrecht Sturm zu laufen; aus ihren eigenen Reihen würden die Frauen sich dagegen auflehnen. Die früher so verpönte Forderung der Sozialdemokratie ist zum Gemeingut aller Parteien geworden, und die Erfahrung hat gelehrt, daß die Allgemeinheit dabei gut abschneidet. Die Sozialdemokratie hat wieder einmal recht behalten, ihr allein verdanken die Frauen, daß sie nicht mehr als Staatsbürger dritter und vierter Klasse behandelt werden.

Wenn irgendwo, so ist in der Gemeinde die Mitarbeit der Frauen unentbehrlich geworden. Hier, wo es gilt, praktische Kleinarbeit zu verrichten, Not und Elend zu lindern, den Armen und Bedrückten Hilfe zu leisten, müssen wir uns auf die Erfahrungen aus dem täglichen Leben stützen und sie der Gesamtheit nutzbar zu machen suchen. Und wer ist geeigneter als die Frauen, insbesondere die aus den Reihen des werktätigen Volkes, um mitzutaten und mitzutaten, wenn es gilt, die helfende Hand an die Krankheiten unserer Gesellschaftsordnung zu legen? Sie, die am eigenen Leibe den Wahnsinn unserer Zeit spüren, sie, die schauernd mit ansehen mußten, wie unsere kaum geborene Jugend durch den Krieg und seine Folgeerscheinungen dahingerafft ist, sie, die sie ihre Männer

und ihre halberwachsenen Söhne dem Moloch Militarismus opfern mußten, sie, die sie Zeugen der körperlichen und sittlichen Verwilderung unserer ohne Aufsicht heranwachsenden Jugend waren, sie in erster Linie haben einen begründeten Anspruch, gehört und zu tatkräftiger Mitarbeit herangezogen zu werden.

Greifen wir aus der Fülle der gemeindlichen Aufgaben nur einen kleinen Kreis heraus, an deren Lösung die Frauen vor allem interessiert sind! Der Schutz der Schwangeren und Wöchnerinnen, bei wem liegt er in besseren Händen als bei denen, die selbst die Kinder zur Welt bringen! Und gibt es jemand, der sich mit größerer Liebe und mit mehr Erfahrung der Säuglinge annehmen kann als eine Mutter? Alle Achtung vor der Kunst des Arztes, aber sie bleibt Stückwerk ohne die Unterstützung der Frau, die ihn sozial berät.

Gerade auf dem Gebiet des Schutzes für Mutter und Kind hat der Krieg die Gemeinden vor schwierige Aufgaben gestellt. Wir sind gezwungen, trotz unserer Verarmung mit den kargen Mitteln, die uns zur Verfügung stehen, der Säuglingssterblichkeit Einhalt zu gebieten, der werdenden Mutter und dem Neugeborenen die Pflege zuteil werden zu lassen, auf die sie begründeten Anspruch haben, und alles zu tun, um unseren Nachwuchs gesund und lebenskräftig zu erhalten. Nur ganz kurzfristige Gemeindeverwaltungen werden hier auf die Mitwirkung der Frauen verzichten, einsichtige Verwaltungen bedienen sich ihrer, aber nicht als untergeordnete Organe, wie vor der Revolution, die an die Weisungen ihrer männlichen Vorgesetzten gebunden sind, sondern als gleichberechtigte und vollwertige Mitarbeiter.

Ähnlich verhält es sich mit der Jugendpflege. Hier erwachsen den Gemeinden neue Pflichten aus dem zu erwartenden Reichsjugendwohlfahrtsgesetz, Pflichten, denen sie sich um so lieber unterziehen werden, wenn sie dabei auf die Unterstützung aller ihrer Glieder rechnen können. Wieder sind es in erster Linie die Frauen, die auf diesem Gebiete bahnbrechend vorangehen und auf Grund eigener Kenntnisse mit veralteten Vorurteilen brechen und neuen Ideen zum Siege verhelfen können.

Ganz besonderer Beachtung bedürfen die Zustände im Wohnwesen. Die gesehlich vorgeschriebene Wohnungsaufsicht steht heute, wo Tausende und aber Tausende von Familien in menschenunwürdigen Behausungen untergebracht sind, ebenso auf dem Papier wie die Wohnungspflege. Bedauerlich, daß dem so ist, aber um die Tatsache kommen wir nicht herum. Solange die Barmherzigkeit nicht in ausreichendem Maße einsetzt, sind weite Kreise der Bevölkerung leider gezwungen, mit Wohnungen fürlieb zu nehmen, die von Rechts wegen aus gesundheitlichen und sittlichen Gründen längst hätten geschlossen werden müssen. Aber das Wohnungselend ist so groß, die Unterlassungssünden der Vergangenheit rächen sich hier so schwer, daß selbst in jeder Hinsicht unzureichende Räume in Anspruch genommen werden, weil sonst die Obdachlosigkeit einen noch größeren Umfang annehmen würde. Die Privatwirtschaft im Bauwesen hat völlig versagt, retten kann uns nur eine Sozialisierung, aber bis auch die bürgerlichen Vertreter sich zu dieser Erkenntnis durchgerungen haben, wird noch geraume Zeit vergehen. Aus eigener Kenntnis auf das namenlose Elend immer und immer wieder aufmerksam zu machen, das Gemissen der herrschenden Klassen zu wecken und sie endlich aus ihrem Schlummer aufzurütteln, dazu können besonders die Frauen ungeheuer viel beitragen.

Hand in Hand mit dem Kampfe gegen das Wohnungselend geht der gegen die Tuberkulose. Ist es auch übertrieben, die Tuberkulose als Wohnungs Krankheit zu bezeichnen,

So ist doch der Zusammenhang so klar, daß es keinen Zweifel daran gibt. Was helfen alle Maßnahmen zur Bekämpfung dieser verheerenden Volkskrankheit, was helfen die Aufwendungen für Lungenheilstätten und ähnliche Einrichtungen, wenn die halb Genesenen nach ihrer Entlassung wieder ihre gesundheitswidrigen Läden aufzusuchen gezwungen sind?

Schon an diesen wenigen Beispielen sehen die Frauen, was für sie in den Gemeinden auf dem Spiele steht, wie notwendig ihr Eingreifen ist und wie sehr sie die Pflicht haben, in ihrem eigenen Interesse und in dem ihrer Familie Hand ans Werk zu legen. Weisen wir ferner noch hin auf das Gebiet des Schulwesens und auf das der Armen- und Waisenpflege, erinnern wir an die Fürsorge für die Arbeitslosen und für die Kriegshinterbliebenen und Kriegsschädigten, so wird keine denkende Frau sich ihrer Pflicht entziehen. Aussicht auf Erfolg wird ihre Arbeit aber nur dann haben, wenn sie Hand in Hand geht mit den sozial empfindenden und von sozialem Geiste besetzten Männern, mit anderen Worten, wenn die Frauen sich der Sozialdemokratischen Partei anschließen.

Die Sozialdemokratie, die den Frauen die Gleichberechtigung errungen hat, wird auch kämpfen für die Beseitigung aller Mißstände, und sie wird um so eher ihr Ziel erreichen, wenn Männer und Frauen zum Klassenbewußtsein erwachen und Schulter an Schulter den Kampf aufnehmen gegen die kapitalistische Wirtschaftsordnung mit ihren Begleiterscheinungen, den Kampf um Menschenrechte und Menschenwürde, den Kampf um eine bessere Zukunft für uns und unsere Kinder.

Ein Vormittag im Quergebäude links . . .

Von Theodor Thomas.

Was gibt es doch für sonderbare Menschen. Man schüttelt oft den Kopf und fragt sich, wie ist es nur möglich! Die Frau Kluge, von der ich hier erzählen will, war nicht etwa von besonderer Art. Sie war wie viele, wie schon der erste Blick in die Wohnung zeigte: Schlicht und einfach, dabei aber doch jenes Etwas, das dich sofort stußig macht, jenen Mangel an politischer Erziehung, der bei der „Morgenpost“ anfängt und bei der Königin Luise über dem Bett aufhört. Findest du auf dem Tisch noch zerrissene Hefte: „Liebe im Felsengrab“ und — einige zerlesene leichte Bändchen aus dem Ramschladen, dann brauche ich dir über Frau Kluge nichts mehr zu sagen: Du hast sie erkannt, trotz der sauberen Dielen und den hübschen Staubfängern, die überall umherliegen, die bei ihr zur guten Stube gehören, wie Soda zum Waschen.

„Wähnen?“ sagte Frau Kluge. „Unsinn, es wird ja doch nicht anders, ob ich hingehe oder nicht.“

Diese Antwort gab sie der kleinen Frau, die gegenüber wohnte, die ihr ab und zu den „Vorwärts“ zustellte, aber leider feststellte, daß sie außer der „Heimwelt“, „Volk und Zeit“ und mal unter dem Strich wenig beachtete.

„Alles andere ist in der „Morgenpost“ viel leichter und ausführlicher beschrieben, viel mehr Brähe davon gemacht.“

„Das ist es ja gerade,“ erbot sie sich Frau Meerlein, „denn bei diesem Klisché braucht man nicht zu denken, das sind Bettelmannsuppen, die unsere Frauen geistig veröden lassen!“

„Nun nein,“ verteidigte sich Frau Kluge, „man wird doch da auch sehr gebildet. Es ist ja doch einerlei, jedem ist sein Schicksal bestimmt!“

„Da haben Sie gleich so eine Phrase aus Ihrer Lesemappe. Unsinn ist das, jeder hat den Hammer zu schwingen, um am Gesellschaftsbau mitzuzimmern, dann werden sich auch seine Verhältnisse verbessern.“

„Das ist mir zu hoch!“

„Natürlich, so was steht nicht in Ihrem Blatt!“

Es wäre der schönste Streit entstanden, wenn nicht der Steuerzettelmanng angestiegen gekommen wäre.

„Wat für Frau Kluge, det sinn Sie doch,“ sagte er.

„Na immer.“ Sie riß den Umschlag ab. „Ach, du liebe Güte, Sie meenen wohl, wir stehlen unser Geld, das soll ich zahlen?“

„Mir geht det nicht an. Machen se det mit die Steuerbehörde ab. Doch für Sie, Frau Meerlein hab ich was. Morjen!“

Wie entgeistert schaute Frau Kluge den Steuerzettel an.

„Sehen Se, da haben Se gleich den Beweis! Ihr Schimpfen nützt gar nichts, wählen Se richtige Leute, dann werden die Steuern richtig verteilt!“

Die Klagen von Frau Kluge wurden böse. „Das ist ja . . .“

Da ertönte unten ein Geschrei auf der Treppe. Ihre Gretel kam aus der Schule mit verweinten Augen und rotem Kopf. Schon von weitem plärrte sie:

„Mir hamme va'haun. Lehrer Zeidler hat mir valloppt, bloß wegen meine Bücher, die, wo ich nicht mit hatte!“

„Dem kraß' ich die Augen aus,“ tobte Frau Kluge.

„Damit ist nichts getan. Sie müssen helfen, daß unsere Gemeindevorsetzung richtig zusammengesetzt wird, damit wir auf die Lehrer einwirken können. Das ist das Beste. Halten wir doch unsere Augen offen bei der Wahl der Elternräte, dann werden solche Dinge verschwinden. Unsere Leute müssen dafür sorgen, daß wir vernünftige Lehrer in die Schulen kriegen!“

„Es ist aber auch zum Verrücktwerden. Aber einen Brief schreib ich dem Lehrer . . .“

Wieder wurde die Szene unterbrochen. Der Gasaufnehmer kam.

„Schon wieder?“ rief Frau Kluge.

„Ja, schon wieder, und teurer ist es auch geworden,“ sagte der Mann mit dem Buch.

„Da haben Sie's wieder, Frau Meerlein, mit Ihre Wählerei. Nu haben wir doch die vielen Sozis im Rathaus und das Gas wird immer teurer.“

„Kunststück, wenn Kohlen, Beamtengehälter, Arbeiterlöhne in die Höhe gehen, kann auch der sozialdemokratische Stadtverordnete nicht um die Teuerung herumkommen. Aber er kann durchsehen, daß die unteren Einkommen weniger davon betroffen werden, wie die oberen.“

„Allerdings,“ meinte kleinlaut Frau Kluge. „Aber man merkt nichts davon.“

„Wie es wäre, ohne unsere Genossen im Stadtparlament, können wir kaum ahnen.“

Gretel hielt immer noch ihre Bude.

„Scher dich nu in den Kindergarten und heul' nich hier rum.“

„Ach, Mutter, laß mich dahlein, der is' ja so weit.“

„Wirste mal gehn! du sollst mal sehn, wenn du dich nu nich wegtrollst.“

Gretel ging. Als sie fort war, sagte Frau Meerlein: „So ist das auch mit den Kindergärten: Eine sozialdemokratische Stadtverwaltung wird die Kindergärten, die Krippen, die Säuglingsheime ganz anders zu organisieren wissen, wie die Bürgerlichen, die unsere Not nich' kennen.“

Aus dem fünften Stock humpelte Mutter Krause herbei: „Nu, wohin?“

„Zum Armenpfleger, meine paar Groschen holen.“ Sie blieb stehen: „Was das für schwere Gänge sind. Zu dem Mann geh ich so ungern, der tut immer so, ich weiß nicht wie.“

„Bagaße, dreidige, totschlagen mühte man sie,“ bemerkte Frau Kluge.

„Frau Kluge, Sie woll'n alle totschlagen, verhaun und gleich die Augen austragen. Damit wird gar nichts gebessert. Richtig wählen, damit das Armenamt von unseren Leuten durchseht wird, damit die Armenpfleger aus unseren Kreisen kommen, damit das Jugendamt usw. unseren Ideen zugänglich ist. Das allein hilft.“

„Weiß Gott,“ unterbrach die alte Frau Krause, „so genau red' mein Sohn auch immer.“

Die Kluge war sehr nachdenklich geworden: „Eigentlich haben Sie recht, Frau Meerlein. Man überlegt sich's erst gar nicht so.“

„Die „Morgenpost“ sagt Ihnen das freilich nicht, aber Ihr eigener Verstand mühte es Ihnen jeden Tag sagen!“

Frau Kluge war nachdenklich geworden.

„Also, daß Sie auch eine Freude hamme, ich geh' mit Ihnen am 16. Oktober wählen. Sie hamme recht, man merkt's auf Schritt und Tritt.“

„Das heute morgen war ja nur ein kleiner Teil dessen, was es bei dieser Wahl alles zu bedenken gibt. Denken Sie nun mal erst an alles andere, an die Markthallen, an die Säuglingspflege, die Gesundheitsämter . . .“

„Hör'n Sie uff, hör'n Sie uff! Da wird einem ja ganz rappelköpfig, da merkt man ja erst, wie dumm unsereener is. Wo haben Sie nur das alles her?“

„Dort her, wo man unsere Interessen vertritt, aus der Partei und der Arbeiterpresse.“

Frau Kluge wird sicher am 16. Oktober einen sozialdemokratischen Stimmzettel abgeben. Gibt es ober nicht noch Tausende solcher Frauen? Schaut euch um, öffnet auch ihnen die Augen, gewinnt, werbt auch sie für unseren Dienst am Volke!

Mammons Gebote.

Der Mammon stellt seine zehn Gebote auf, so gut wie Gott. Die habt ihr beherzigt . . . Du sollst nicht verächtlich vom Mammon reden; denn er löst keinen ungestraft, der das tut. Du sollst sechs Tage des Mammons Geschäfte verrichten und am siebenten an ihn denken. Du sollst den Mammon ehren, auf daß du lange lebest und es dir wohlgehe bei den Wertpapieren, die er dir gibt . . . Du sollst stehen, soviel du kannst. Du sollst falsche Zeugnisse reden und falsche Praktiken gegen deine Nächsten anwenden; denn das ist dem Mammon gefällig.

Warter Kutzer („Sie müssen“).

Die Frauen und Gesundheitspflege.

Die Hüterin der Gesundheit in der Familie ist die Frau. Wie ganz besonders schwer fällt es ihr in der heutigen Zeit der argen Teuerung, das für die Gefunderhaltung von Mann und Kindern Notwendige herbeizuschaffen! Die gesundheitliche Fürsorge kann, um wirkungsvoll zu sein, niemals eine rein individuelle bleiben, fast noch mehr als auf jedem anderen Gebiet hängt das Wohlfinden der Einzelfamilie hier von der wirtschaftlichen Gesamtlage und den gesundheitlichen Fürsorgeeinrichtungen der Gemeinde ab. Die Verbreitung der ansteckenden Krankheiten muß bekämpft, die Anstaltsbehandlung im Bedarfsfalle von der Gemeinde zur Verfügung gestellt, die Möglichkeit ausreichender Ernährung durch Verbilligung der dringendsten Lebensbedürfnisse gewährleistet werden. Allen diesen großen Aufgaben muß die Gemeindeverwaltung gerecht werden; das ist jetzt schwieriger als je, nachdem der Krieg und seine unheilvollen Folgen uns Teuerung, Unterernährung und Verbreitung aller möglichen Volkskrankheiten, besonders der Tuberkulose, in erschreckendem Maße gebracht haben.

Frauen, Wählerinnen! Wollt Ihr Gatten und Kinder vor der Tuberkulose schützen? Trotz der schwierigen Zeitverhältnisse hat die Stadtgemeinde Berlin vier neue Tuberkulosefürsorgeeinrichtungen eröffnet; das danken wir unserem rührigen Stadtmedizinalrat, der der sozialdemokratischen Fraktion angehört. Die Stadt Berlin unterhält ein Kindergenesungsheim, in dem mehrere hundert Kinder, die an Knochen- und Gelenktuberkulose leiden, monatelang bis zu ihrer Genesung versorgt werden; trotz der durch die Ungunst der Verhältnisse uns aufgezwungenen Erhöhung der Krankenhausverpflegungssätze hat der Magistrat auf Antrag der sozialdemokratischen Fraktion beschlossen, die Kurkosten in diesem Kinderkrankenhaus nach wie vor auf dem niedrigen Satze von 6 Mk. täglich zu halten; für diejenigen Kinder, für die die Angehörigen auch diesen Satz nicht aufbringen können, trägt die Wohlfahrtspflege die Kosten, so daß die Wohltat der Behandlung im Kindergenesungsheim auch jedem bedürftigen Kinde zuteil werden kann. Daß vom Jugendamt Jahr für Jahr Tausende von Kindern aufs Land und in Erholungsheime verschickt werden, um einer Erkrankung vorzubeugen, ist gewiß eine wichtige Errungenschaft zur Kräftigung unseres Nachwuchses. Auch auf einen Ausbau der Schulzahnkliniken hat die in ihrer Mehrheit sozialistische Gesundheitsdeputation hingewirkt.

Aus diesen kurzen Andeutungen über die gesundheitlichen Aufgaben der Gemeinden mögen die Frauen ersehen, wie wichtig die Zusammensetzung der städtischen Behörden für das Wohl ihrer Kinder ist und wie groß daher das Interesse der Frauen sein muß, sich einen Einfluß in der Verwaltung zu sichern. Unter den schwierigsten Verhältnissen hat der Berliner Magistrat unter dem Druck der sozialdemokratischen Stadtverordneten die gesundheitliche Fürsorge für die Bevölkerung, besonders für die Kinder, ausgebaut; darum ist es Pflicht jeder einzelnen Frau und besonders jeder Mutter, ihr Wahlrecht auszuüben und so dazu beizutragen, daß eine sozialistische Mehrheit geschaffen wird, die allein das gesundheitliche Wohl der Massen über alle anderen Interessen stellt. Wer immer die kleine Mühe scheut, zur Wahlurne zu gehen, schädigt das Wohl seiner Kinder.

Frauen, Mütter, Genossinnen! Gebt am 16. Oktober Euren Stimmzettel für die Sozialdemokratische Partei ab! Dr. W.

Das wahre Gesicht.

Elli Radtke.

Alle bürgerlichen Parteien, von den Deutschnationalen angefangen bis zu den Demokraten und Zentrumsteuten, entdecken vor den Wahlen immer ihr Herz für die Frauen. Man wendet sich in den Flugblättern an sie, malt ihnen mit dick aufgetragenen Farben die „Gefahren“ einer sozialistischen, einer „roten Herrschaft“ vor Augen, und sucht sie mit allen möglichen Schauermärchen von den Sozialdemokraten zu erschrecken. Man spricht vom „roten Sumpf“, von der „Vergiftung der Schule“ usw. Dagegen finden die Frauen — angeblich — bei den Bürgerlichen und Deutschnationalen wärmstes und zertiestes Verständnis für alle ihre Sorgen und Nöte, und nur die bürgerlichen und rechtsstehenden „Volks“parteien nehmen sich — vor den Wahlen natürlich — mit Liebe der Frauen an. Mit lieben und freundlichen, wohlwollenden Worten spricht man zu ihnen — solange die Wahlen vor der Tür stehen. Wie man in Wirklichkeit in diesen Kreisen von den Frauen denkt, das zeigt uns in offener Weise Herr Oberst Bauer in seinem kürzlich veröffentlichten Buche: „Der große Krieg in Feld und Heimat“, Erinnerungen und Betrachtungen, in dem er über den Zusammenbruch spricht. Also hören wir einmal den Herrn Oberst selbst. Da heißt es unter anderem:

„Die Briefe der Frauen aus der Heimat, denen es ja zum Teil nicht gut geht, aber doch noch erträglich ging,

wirkten durch ihre Klagen und ihr aufreizendes Schimpfen verheerend. Die Frauen glaubten bei längerem Zureden alle, daß es ihnen ganz besonders schlecht ginge, und daß der Krieg nur von den „Reichen“ heraufbeschworen und genährt wurde. So groß der Unfinn war, er wurde geglaubt und niemand sprach dagegen.“

Also, Frauen, daß ihr es wißt: Die Kriegsjahre, die ganzen langen 4½ Kriegsjahre mit ihren viel hundertfachen Entbehrungen und Sorgen, der Kohlrübenwinter 1916/17, die Unterernährung der Kinder und der Frauen selbst, Krankheit, Elend, Not, das alles „glaubten die Frauen erst bei längerem Zureden!“ Was soll man zu einer solchen Verhöhnung sagen?

Nun weiter:

„Aber auch sehr viele Arbeiterfrauen zogen es vor, sich unterstehen zu lassen, um ein freies Leben zu führen.“

Die Gesamtleistung der Frau ist also qualitativ und quantitativ hinter den Erwartungen zurückgeblieben, genau wie in den anderen Ländern. Dies soll kein Vorwurf sein, soll nur zeigen, daß es ein Unling ist, Mann und Weib gleichzustellen. Und ich würde diese alte Binsenwahrheit auch gar nicht predigen, wenn nicht eine umfangreiche Selbstbeweihräucherung der Frauen vielfach das Bild total umgedreht hätte.“

So also sieht es mit der Gleichberechtigung und Gleichstellung der Frau in Wirklichkeit bei den Herren von Rechts aus! Vor den Wahlen geht man damit treiben, und wenn alles vorüber ist, und sie in den Parlamenten sitzen, dann werden sie zeigen, wie sie die Gleichberechtigung der Frau auffassen!

Oberst Bauer steht nicht etwa einzeln mit seiner Ansicht da. Er spricht nur das aus, was die Leute um ihn herum denken. Er ist kein Politiker, darum ist er so unvorsichtig und hält mit seiner Meinung nicht hinter dem Berge. Wir wollen ihm für diese Offenheit wenigstens dankbar sein. So werden uns Frauen die Augen geöffnet, wie man über uns denkt, wie man die Nöte und Sorgen der Frau würdigt und einschätzt, wohl verstanden: Wenn keine Wahlen vor der Tür stehen!

Darum, Frauen und Mädchen, laßt euch nicht einsangen von den glatten und heuchlerischen Phrasen der Flugblätter all dieser Parteien, die in ihrer Weltanschauung zu Oberst Bauer und seinen Freunden halten! Gebt eure Stimmen den Frauen und Männern aus dem Volke, die euer Leben aus eigener Erfahrung kennen und wissen, was uns not tut. Wählt in das Stadtparlament die Vertreter der Sozialdemokratischen Partei!

Professor Kahl und die Frauen.

Von Ruhei.

Es war der deutschnationale Professor Roethe, der einmal sein Kolleg unterbrach, um die hörenden Frauen zu zwingen, den Unterrichtsraum der Universität zu verlassen. Während des Krieges wurde er langsam vernünftiger. Als er einmal in Brüssel einen Vortrag hielt, freute er sich schon über die Teilnahme der Frauen. In anderer Art setzte sich in der Weimarer Nationalversammlung Professor Kahl mit der Notwendigkeit auseinander, zu Männern und Frauen zu sprechen. Das amtliche stenographische Protokoll berichtet über seine erste Rede in der Nationalversammlung:

„D. Dr. Kahl: Meine Herren! (Zurufe: und Damen!) Fernab von den schweren vaterländischen Sorgen lassen Sie mich wegen dieses Zurufts sogleich die kleine Neugierigkeit zur parlamentarischen Etikette ins Reine bringen. Die Frauen wollen nicht falsch verstehen, wenn ich heute und so oft ich vielleicht die Ehre haben werde, hier zu sprechen, ausdrücklich nur die Herren in der Versammlung anspreche. Wir leben zwar nicht mehr unter dem römischen Recht, aber das römische Recht hat uns eine Reihe von überaus nützlichen und klugen Vorschriften überliefert. Da findet sich im 50. Buche (Heiterkeit) der Pandekten des seligen Kaisers Justinian (erneute Heiterkeit) eine Stelle — allen Wissensdurstigen und denen, die überhaupt noch ein corpus juris ausschlagen können, bin ich bereit, sie ganz genau zu bezeichnen —, diese Stelle sagt in ungefähr wörtlicher Uebersetzung, daß, wenn in der Rede das männliche Geschlecht angesprochen wird, darunter für alle Regelfälle beide Geschlechter zu verstehen sind. (Große Heiterkeit.) Diese Abklärung ist vernünftig und die Gleichstellung echt demokratisch, sie paßt also außerordentlich gut in den Geist der Zeit! Ich besitze natürlich nicht das Ansehen in dieser Versammlung, die Anwendung der gleichen Abklärung anderen zu empfehlen, aber ich für meine Person ziehe sie — quellenmäßig begründet — (Heiterkeit) bei ernstlicher politischer Arbeit einer Anrede vor, die zur Hälfte französisch ist und zur anderen Hälfte unwillkürlich jedesmal die Erwartung einer Tischrede erregt.“

Bebel erzählt uns in seinem Buche „Die Frau und der Sozialismus“ näheres über jene mittelalterliche Auffassung, daß die Frau eine Erfindung des Teufels und ein Wesen ohne Seele sei. Und wer kennt nicht den Wahlspruch der deutschnationalen Propaganda gegen die Gleichberechtigung der beiden Geschlechter: Frau und Kage gehören ins Haus.

Man weiß ja — nicht nur manchen Professoren wird es schwer, sich an die politische Gleichberechtigung der Frau zu gewöhnen.

Um die städtische Ernährungswirtschaft.

Von Helene Schmitz, Stadtverordnete.

Die Aufhebung der Zwangswirtschaft für eine Reihe von Lebensmitteln hat keineswegs die Segnung gebracht, welche die Befürworter der freien Wirtschaft prophezeit haben. Einen Erfolg können die Sieger in diesem Streite allerdings buchen: die Preise für die freigegebenen Lebensmittel sind rapide zu einer phantastischen Höhe heraufgeschossen. Der minderbemittelten Bevölkerung ist es dadurch geradezu unmöglich gemacht, auch nur annähernd ihren wirklichen Bedarf zu decken. Wir Sozialdemokraten haben dies vorausgesehen und in allen Parlamenten bis zum letzten Augenblick gegen die Aufhebung gekämpft. Aber unsere Warnung hat nichts genützt, wir hatten nicht die Mehrheit.

Dann hatten wir gefordert, wenigstens zwangsweise Preisfestsetzungen durch die Gemeinden durchzuführen, um dem Preiswucher einen Riegel vorzusetzen. Aber wir sind leider, weil wir eben nicht die zahlenmäßige Mehrheit hatten, bis auf Brot und Milch unterlegen gegen den Ansturm der gesamten bürgerlichen Parteien bis zu den Demokraten hinunter. Sie wurden darin kräftig unterstützt von den Agrariern und Landwirten, die sich nicht scheuten, mit der Lieferung der allernotwendigsten Lebensmittel, wie Fleisch, Kartoffeln, Broitgetreide, Milch und Eier zurückzuhalten, um die Regierung müde zu machen und die Freigabe zu erzwingen.

Bei Brot und Milch haben es die Stadtverwaltungen noch in der Hand, zu rationieren und Preise festzusetzen. Aber wie lange noch? Die Rechtsparteien im Berliner Rathaus laufen schon monatelang Sturm gegen die kommunale Bewirtschaftung und Verteilung auch dieser wichtigsten Nahrungsmittel. Sie schreien bei ihrer Hehe gegen alles, was nach Kommunalisierung oder Sozialisierung aussieht, selbst vor den schäblichsten und niedrigsten Mitteln nicht zurück. Auch das städtische Milchamt und die Ernährungsdeputation hat ein gerüttelt Maß von dieser Hehe abbekommen. Fast nicht eine Woche ist vergangen, wo nicht eine der bürgerlichen Parteien mit einem angeblichen Mißstande in der Ernährungswirtschaft Berlins aufwarten konnte. Wenn dann der eingesezte Untersuchungsausschuß den Anschuldigungen nachging, konnte in allen Fällen die Haltlosigkeit nachgewiesen werden. Es wurden aber auch Mißstände festgestellt, die in die Zeit der rein bürgerlichen Herrschaft im Rathaus zurückzuführen, und dem so verhassten „roten“ Magistrat blieb es vorbehalten, in diese Uebelstände hineinzuleuchten und aufzuräumen.

Den sozialistischen Vertretern im Stadtparlament können es die Hausfrauen und Mütter verdanken, daß bis jetzt für ihre Kinder die Milchversorgung durch Lieferungsverträge und Rationierung sichergestellt war und daß sie noch nicht mehr als 3,40 Mk. für das Liter Kartennmilch zu bezahlen brauchen. Die Bürgerlichen im Bunde mit der Milchinteressentengemeinschaft haben alles mögliche versucht, auch für Milch den Preis ins Unersehentliche zu treiben. Die Säuglinge der ärmeren Bevölkerung müßten dann glatt verhungern, weil das geringe Einkommen einfach nicht mehr reichen würde. Jetzt wird die Politik des Ausgleichs befolgt. Der Notbedarf an Kartennmilch wird verbilligt um 1 Mk. pro Liter, und der Preis der freien Milch heraufgesetzt. Auch der Herstellung von Emulsionsmilch haben sich die bürgerlichen Parteien mit Händen und Füßen entgegengestellt, aber wir Sozialisten haben sie doch durchgesetzt, in der richtigen Erkenntnis, daß wir sie bei der sicher einsehenden Milchknappheit im Herbst sehr nötig gebrauchen werden. Auch für die Beschaffung von Kartoffeln ist von seiten der sozialdemokratischen Stadtverordneten Vorseege getroffen worden, trotz der freien Wirtschaft, um im Frühjahr gegen zu große Preistreiberien gerüstet zu sein.

Alle diese Tatsachen sollten doch allen Hausfrauen und Müttern, allen Wählern und Wählerinnen die Augen öffnen und ihnen zeigen, wo ihre wahren Freunde sitzen.

Sollten am 16. Oktober, dem Tage der Stadtverordnetenwahl, die Rechtsparteien die Mehrheit im Stadtparlament bekommen, so würden gerade die Proletarierfamilien sehr bald und sehr empfindlich den rückschrittlichen und reaktionären Geist zu fühlen bekommen. Dann ist es aber zu spät.

Wir müssen uns früh genug auf unsere Pflicht gegen uns selbst und unsere Klassengenossen befinden und der Reaktion bei dieser Wahl für ihr arbeiterfeindliches Treiben einen Denzettel geben, der es ihnen klar macht, daß die Arbeiterschaft nicht gewillt ist, mit ihnen rückwärts, sondern mit der sozialdemokratischen Partei vorwärts zu schreiben! Erfüllen alle Arbeiterfrauen und -mädchen am 16. Oktober ihre Pflicht und wählen sozialdemokratisch, so muß der Sieg im Rathaus unser sein!

Die Erde bringt viel mehr Nahrung hervor, als die Menschen verbrauchen; das Interesse der Menschheit erfordert es keineswegs, daß durch eine unsinnige Anhäufung von Kapital und Grundbesitz in den Händen einzelner die Produktion in Kanäle abgelenkt wird, welche den Gewinn immer wieder in dieselben Hände zurückfließen lassen.

Rudolf Brichow.

Es ist nicht das Geld, das ein Land bereichert, sondern der Geist, ich meine den Geist, der die Arbeit organisiert... Der beste Staat ist der, der die geringste Anzahl von unnützen Menschen enthält.

Voltaire.

Berlin-München.

Ein Spielwarengeschäft in der City! Vieles, was Kinderherzen erfreut, ist darin ausgestellt. Zarte Puppen mit wasserblauen Augen, die sich schließen, wenn man sie hinlegt und deren Glieder überaus gelenkig sind. Puppen, die Perücken tragen, die aus richtigem Menschenhaar gefertigt sind und die blaue und rosa-rote Schleißen haben; kurz, kostbare Puppen, die ganz und gar zur „besseren Gesellschaft“ gehören. Schiffsmodelle mit allen Einzelheiten, die selbst einer sachmännischen Kritik standhalten können, mit blendend weißen Segeln und schlanken Rümpfen und schwarzweißroten Fahnen, wie sie die neuen Reichen lieben. Eine Burg ist da, mit allen Rittern und Landsknechten, die sich in kriegerischer Stellung gegenüberstehen. Baukästen und Spiele der verschiedensten Art, Gummibälle, Trompeten, Säbel und Kanonen sind zu sehen.

Aber das Glanzstück dieser prunkenden Spielzeugausstellung ist doch ein D-Zug. Eine mit wundervoller Genauigkeit gearbeitete Lokomotive, ein wahres Meisterstück der Spielzeugtechnik, ist vor die schweren Durchgangswagen gespannt. Vom Dampfdom des langgestreckten Kessels führen sauber gebogene blanke Kupferrohre zu den Dampfzylindern, die mit richtiger Schiebersteuerung versehen sind und deren Kolben durch saubere Pleuelstangen die korrekt gekuppelten Räder dieser Miniaturlokomotive bewegen. Richtige Schmierpressen sind auf das Fahrgestell montiert, selbst der Verschluß der Rauchkammertür fehlt nicht und neben der vorderen Kuppelung ist sogar ein Schlauch der Luftdruckbremseitung befestigt. Am Führerstand sind Hebel und auch ein Manometer sichtbar. Die ganze Maschine mit ihrem niedrigen Schornstein und der schiffsartig auf den Kessel ragenden Vorderwand des Führerstandes verkörpert geradezu die jagende Hast unseres Zeitalters. Der Tender trägt blinkende Kohle und die D-Zugwagen sind ebenfalls recht naturgetreu gearbeitet, selbst der Staub, der sich an den Dächern der richtigen Wagen bei ihrer schnellen Fahrt mit der Zeit zu sehen pflegt, fehlt bei diesen Nachbildungen, mit denen Kinder spielen sollen, nicht. Auf kleinen weißen Tafeln ist das Ziel dieses Zuges angegeben: „Berlin-München“.

Vor dem Schaufenster stehen auch zwei nachtsüßige, ärmlich gekleidete Proletarierkinder und sehen mit leuchtenden Augen diese Herrlichkeiten, die nicht für sie gemacht sind. „Ach wat,“ sagt denn der eine, „komm doch Friße, datt kriegste ja doch nich“. Aber Friße starrte auf die Lokomotive. Am liebsten hätte er sie mitgenommen. „Ja möchte se ferne haben, du doch ooch, nich?“ Da drängte sich ein kleiner, wohlgepflegter Junge rücksichtslos zwischen die beiden. „Papa,“ sagte er herrlich zu seinem Vater, der auffällig ein Hakenkreuz im Schlops trug, „ich will die Eisenbahn“. „Dummer Junge,“ sagte der Papa. Dann trat er näher und plötzlich leuchtete sein Gesicht auf, als er die Tafelchen mit der Aufschrift „Berlin-München“ las. „Hm,“ machte er. „Sieh mal die Lokomotive,“ unterbrach ihn sein Junge. „Ach was, Lokomotive. Kannst du lesen, was hier drauf steht?“ Der Junge buchstabierte und brachte es glücklich heraus — „Berlin-München“. „Stehst du mein Junge, München ist die Hauptstadt von Bayern, so wie Berlin von Preußen. Bayern ist unsere Zukunftshoffnung. Wenn wir erst durch die Stadtverordnetenwahlen auch in Berlin soviel Einfluß haben werden wie in München, dann — — —“ „Kaufst Du mir nun die Eisenbahn, Papa?“ „Berlin-München“ sagte der Papa mit dem Hakenkreuz noch einmal nachdenklich. Und dann fügte er energisch hinzu: „Gut, sollst sie zu deinem Geburtstag haben!“

„Du,“ fragte Friße seinen Spielkameraden, „wat meent er denn mit Berlin-München und mit Bayern?“ „Wees nich, wer mal Vatern fragen.“

Und Vater wird ihm die richtige Antwort gegeben haben.

Hierdurch erkläre ich meinen Beitritt zur Sozialdemokr. Partei

Vor- u. Zuname: _____

Beruf: _____

geboren: _____ Geburtsort: _____

Wohnung: _____

Diesen Schein sende an Alex. Pagens, Bezirksverband, Berlin SW 63, Lindenstraße 8. Gleichzeitig sende Eintrittsgeld und Beitrag für einen Monat per Postanweisung oder auf Postcheckkonto 487 48. (Eintrittsgeld und ein Beitrag betragen für Männer 3,00 M., für Frauen 2,20 M.)